

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Unter den Sternen.

Roman von Paul Böttcher.

(Schluß.)

Helene stand am Fenster und blickte träumerisch dem davoneilenden Sohne nach. Sie hatte ihm nichts in den Weg legen wollen und schweigend seinen Schritt gebilligt; knüpfte etwa auch sie einige Hoffnungen an dem Unternehmen ihres Sohnes? Nein! Sie wünschte sich im Gegentheil weit fort von dem Ort und von der Nähe dessen, der einst das Glück ihrer Jugend gewesen. Sie fürchtete eine Begegnung mit dem, dessen gebrochene Gestalt sie an ihre Jugendsünde, an den Treubruch, den sie sich gegen ihn schuldig gemacht, erinnern mußte, und der so verhängnisvoll für sie, — noch mehr aber für ihn — geworden. Sie fürchtete seinen Vorwurf hören zu müssen, der darin gipfelte, daß auch sie ihn des zur Last gelegten Vergehens für schuldig erachtet hatte.

Mit all diesen Gedanken und Erinnerungen beschäftigt, gewahrte Helene nicht den Mann, der in der Richtung des Bahnhofes her die Straße heraufschritt und der sich durch seinen schwankenden, offenbar Schwäche bedeutenden Gang, wie durch sein lebhaftes Mienen- und Gestenspiel von allen anderen Passanten besonders abzeichnete.

Der nach der Beurtheilung seines Aeußern den anscheinend besseren Ständen angehörende Mann mußte entweder aus einem kleinen Ort hierher gekommen, oder aber seit vielen Jahren nicht mehr hier gewesen sein, denn jedes Haus, jedes Schaufenster schien sein Interesse wach zu rufen. Ost auch blieb er hier und dort sinnend stehen, um über dieses und jenes sein Erstaunen auszudrücken oder sich über die hervorgerufenen Veränderungen und Neuerungen zu verwundern.

Der Mann näherte sich auf der gegenüberliegenden Passage immer mehr dem Faber'schen Hause. Aber Helene gewahrte ihn nicht. Sie blickte gedankenvoll auf die nun bald am Ziel ihres Tageslaufs angelangte Sonne, deren magischer Glanz sich freundlich an den Kirchthürmen, an den Zinnen und Dächern widerspiegelte. Wie ein Scheidegruß nickten die letzten Sonnenstrahlen in Helenens Fenster. „Könnt ich mit Euch entfliehen in jenes Reich, wo alle Klagen verstummen,“ hören wir sie seufzend lächeln; „dürft ich mit Euch mich versenken in die Tiefe des Meeres, wo kühlende Wellen die heißen Schläfen umspülen.“

Und gerade so, wie Helene sich im Anblick der sinkenden Sonne vertiefte, ebenso unausgesetzt beobachtete sie jetzt der gerade ihrem Hause gegen-

überstehende Mann. „Sie muß es sein,“ murmelte er, „es sind dieselben Züge, es ist ohne Zweifel das Gesicht Helenens. Wenn ich nun in das Haus ginge und unter irgend welchem Vorwand mich nach dem Namen erkundigte? Es wäre doch interessant zu wissen, ob sie in der That hier weilt und es wäre außerdem höchst sonderbar, daß sie gerade die erste ist, der ich beim Betreten dieses Bodens begegne. Und gleich darauf stand er vor dem Hause; er hatte nicht erst nothwendig, in dasselbe hineinzugehen, der an der Hausthür stehende Scame jagte ihm, daß er sich nicht getäuscht hatte.

Der geneigte Leser wird bereits errathen haben, wer der Fremdling ist. Kein Anderer, als der seiner Freiheit wiedergegebene Alfred Faber.

Er war soeben erst mit der Bahn gekommen und hatte den Weg zu seinem Kinde durch die Straßen Wiens, der einstigen Stätte seines Ruhms, zu Fuß machen wollen und nun mußte er auf diesem Wege derjenigen begegnen, um deren willen er so schwer gelitten hatte.

Unschlüssig stand er jetzt vor ihrem Hause. Er wußte nicht, ob er erst zu seinem Kinde oder zu ihr hinaufgehen sollte. „Was soll ich jetzt bei der Frau, die mich vielleicht stets für den Mörder ihres Gatten gehalten und als solchen wenn auch nicht vergessen, so doch den letzten Rest von Achtung für mich aus ihrem Herzen gebannt hat? Soll ich den Roman wieder erneuern, der mit meiner Beurtheilung einen so schrecklichen Abschluß gefunden? Kann ihr meine Nähe überhaupt angenehm sein, nachdem sie sich daran gewöhnt hat, mich zu verrachten?“

„Verrachten?“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „wer gab ihr das Recht hierzu, mußte sie mich, selbst wenn ich schuldig wäre, nicht bemitleiden? Wer war von uns beiden der eigentliche Urheber des Geschehenen? Trägt sie nicht selbst die Schuld an der Leidenskette, die mir und auch ihr geschmiedet wurde? Und nun noch die Verachtung, vielleicht auch jetzt noch, wo sich meine Unschuld herausgestellt hat?“

Alfred hatte sich in seinem Selbstgespräch in eine förmliche Bitterkeit hineingeredet. „Ja, sie soll es wissen und lernen, daß ich, der ich lebend begraben war, diese Verachtung nicht verdiene! Sie soll erkennen, daß ich meine freudlose Lebensschule ihretwegen durchkosten mußte!“ und theils in Zerstreuung, theils im Gefühle des ausbrechenden Aergers hatte er die Hand an den Klingelzug gelegt.

Der scharfe Ton der Hausglocke brachte ihn erst wieder zum klaren Bewußtsein dessen, was er gethan. Jetzt war die Entscheidung gefallen, — schon im nächsten Augenblick mußte er ihr gegenüberstehen,